

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 12 (1986)

Heft: 1

Artikel: Gesellschaftliche Emanzipationsprozesse und Geburtenentwicklung :
ein theoretischer Essay

Autor: Ballmer-Cao, Thanh-Huyen / Höpflinger, François

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-815014>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GESELLSCHAFTLICHE EMANZIPATIONSPROZESSE UND GEBURTENENTWICKLUNG. EIN THEORETISCHER ESSAY

Thanh-Huyen Ballmer-Cao & François Höpflinger
Soziologisches Institut der Universität Zürich,
Zeltweg 63, CH - 8032 Zürich

1. Einleitung

Es ist üblich, den Geburtenrückgang mit der Frauenemanzipation in Verbindung zu setzen. Damit erfolgt gleichzeitig eine bequeme Schuldzuweisung für eine als problematisch erachtete demographische Entwicklung.

Von soziologischer Seite wird etwa auf den (postulierten) Zusammenhang zwischen Gleichberechtigungsbestrebungen, Abwertung der Hausfrauen- und Mutterrolle und rückläufigen Geburtenzahlen hingewiesen, und Rollenkonflikte zwischen Familie und Beruf werden als eine primäre Ursache des Geburtenrückganges angesehen. Mikro-oekonomische Theorien gehen von ähnlichen Thesen aus. Sie betonen etwa den direkt negativen Effekt einer zunehmenden weiblichen Erwerbstätigkeit auf die Geburtenziffern und suchen empirische Belege dafür zu finden, dass die "opportunity costs" von Kindern mit der (vermuteten) Gleichbehandlung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt zunehmen (Becker, 1960; Ermisch, 1979, 1980; Serow, 1980).

Sowohl von soziologischer wie oekonomischer Seite wird dabei jedoch allzuoft die historisch längerfristige Entwicklung familialer und ausserfamilialer Rollen vernachlässigt; mit dem Ergebnis, dass die theoretischen Ueberlegungen höchstens für die kurzfristige demographische Entwicklung zutreffen.

Im folgenden möchten wir die theoretische Diskussion ausweiten und dabei versuchen :

- a) die langfristige Geburtenentwicklung ebenso in den theoretischen Erklärungsrahmen zu integrieren wie den Geburtenrückgang der letzten Jahrzehnte;
- b) den Begriff der Emanzipation umfassender zu verstehen. Konkret bedeutet dies, dass wir untersuchen, inwiefern nicht allein die Frauenemanzipation, sondern auch andere gesellschaftliche Emanzipationsprozesse die Geburtenentwicklung

beeinflusst haben. Emanzipation wird hier als Prozess der Loslösung von gesellschaftlichen Einschränkungen und Zwängen verstanden, wobei es zweitrangig ist, ob die Emanzipation mit einem Abbau an sozialer Diskriminierung oder mit einem Gewinn an sozialer Autonomie endet.

2. Ausgangsthesen

Die Grundthese unseres Beitrages ist, dass Veränderungen in den Beziehungen zwischen den Generationen für die Entwicklung der Fruchtbarkeit ebenso wichtig sind wie Veränderungen in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern. In anderen Worten : Die Geburtenentwicklung wird gleichermassen von Wandlungen der intergenerationellen Austauschbeziehungen wie von Wandlungen der geschlechtsspezifischen Beziehungen geprägt, wobei in diesem Rahmen auch Wandlungen der Familie von grundlegender Bedeutung sind.

Dies ist eine sehr allgemeine These, die der Spezifikation bedarf, um für die Interpretation der langfristigen Geburtenentwicklung in Westeuropa fruchtbar zu werden. Als spezifischere Ausgangsthese postulieren wir deshalb, dass die langfristige Geburtenentwicklung Westeuropas von den drei folgenden gesellschaftlichen Emanzipationsprozessen geprägt wurde :

- erstens von der Emanzipation der privaten Kernfamilie vom umfassenden Verwandtschaftssystem und anderen Solidargemeinschaften (Dorfgemeinschaft, Kirche);
- zweitens von der Emanzipation der heranwachsenden, jungen Generation von der Elterngeneration, womit ein Wandel der intergenerationellen Beziehungen angesprochen wird;
- drittens von der Emanzipation der Frauen, im Sinne eines Wandels der Geschlechtsbeziehungen.

Die drei angesprochenen Emanzipationsprozesse sind gegenseitig nicht unabhängig, auch wenn die verschiedenen Prozesse teilweise während historisch unterschiedlichen Perioden ins Zentrum rückten. Im folgenden sollen die drei Emanzipationsbewegungen kurz beschrieben werden. Damit kann kontrolliert werden, ob sich unsere Grundthese bestätigt : dass alle drei Emanzipationsprozesse zur Erklärung der langfristigen Geburtenentwicklung beitragen.

3. Zur Emanzipation der privaten Kernfamilie

In der vorindustriellen Gesellschaft war die Familie starken strukturellen und kulturellen Einschränkungen unterworfen. Zum ersten war die Familie in starkem Masse in ein umfassenderes Verwandtschaftssystem integriert, und die Autonomie der familialen Kerngruppe wurde durch die vorherrschenden intergenerationalen Austauschbeziehungen wesentlich eingeschränkt.¹ Zum zweiten war die Familie in starkem Masse in die Dorf- oder Stadtgemeinschaft eingebettet und strengen kirchlich-religiösen Normen unterworfen. Das Familienleben war in diesem Sinn "öffentlich" und nicht privat.

Die vorindustrielle familiale Kerngruppe (Ehepaar, Eltern mit Kindern) war damit in ein umfassendes System von Verpflichtungen eingegliedert, das auf dem Prinzip beruhte, dass der grösseren Gemeinschaft (Verwandtschaft, Dorfgemeinschaft) der Vorrang eingeräumt wurde. Dieses Muster wurde durch die damaligen Produktionsverhältnisse insofern abgestützt, als a) der Familienhaushalt die zentrale Produktionseinheit darstellte, und b) der Besitz an Boden - als zentrales Produktionsmittel - zum grossen Teil entweder feudal oder genossenschaftlich organisiert war.

Unter diesen Bedingungen war es rational, viele (überlebende) Kinder zu haben. Zum einen waren Kinder wertvolle landwirtschaftliche Arbeitskräfte. Zum zweiten garantierten viele Nachkommen das - oft prekäre - Ueberleben der Sippe unter Bedingungen einer ausgeprägten Konkurrenz zwischen verschiedenen Familien und Sippschaften. Zum dritten bedeuteten viele (überlebende) Kinder eine gesicherte Altersversorgung der Eltern- und Grosselterngeneration (Caldwell, 1982).

Die Entstehung der modernen Kernfamilie (mit nur wenig Kindern) wurde erst mit der Auflösung der gemeinschaftlichen Produktions- und Sozialverhältnisse möglich. Erst die Emanzipation der familialen Kerngruppe aus den gemeinschaftlichen Netzwerken schuf die Voraussetzung für die Ausbreitung der privaten Kleinfamilie.

Historisch haben verschiedene gesellschaftliche Entwicklungen zur Emanzipation der familialen Kerngruppe beigetragen. Zu erwähnen sind a) die Auflösung feudalistisch-gemeinschaftlicher Abhängigkeiten und der Durchbruch des (bürgerlichen) Individualismus, b) die Säkularisierung bzw. die Entmachtung der Kirchen

¹ Allerdings sorgten wirtschaftliche Armut und hohe Sterblichkeit dafür, dass Grosshaushalte oder Mehrgenerationen-Familien verhältnismässig selten waren (Lenz, 1982; Walter, 1966).

als Normträger zugunsten des Nationalstaates, und c) die Entwicklung von einer agrarischen Subsistenzwirtschaft zu einer auf Lohnarbeit beruhenden Marktwirtschaft.

Im Verlaufe dieser Entwicklungen kam es allerdings zu einer gewissen Gegenläufigkeit der strukturellen und der normativen Veränderungen des Familienlebens :

Auf der einen Seite brachte die industrielle Entwicklung eine allmähliche Entkleidung der Familie von wichtigen Produktionsfunktionen. Zunehmend mehr wurden die wirtschaftlichen Produktionsfunktionen aus der Familie ausgegliedert, was zur oft zitierten Trennung von Beruf und Familie führte. Zusätzlich wurden mit der Verstärkung des Nationalstaates wichtige Sozialisationsfunktionen aus der Familie ausgegliedert. Obligatorische Schulpflicht und Ausdehnung der professionellen Bildung resultierten in einer zunehmenden Spezialisierung der Familie auf die Funktionen der Primärsozialisation.

Auf der anderen Seite wurde die Familie und das Familienleben normativ aufgewertet. Auch blieben Familie und Beruf trotz struktureller Trennung normativ eng verknüpft. Die bürgerliche Familie ist zur neu entstandenen kapitalistischen Produktionsordnung insofern kulturell isomorph, als sie die institutionelle Ordnung und die hierarchisch-patriarchalischen Prinzipien gesellschaftlichen Zusammenlebens gleichermassen betont. Zuerst stark religiös eingebunden, wurde die neue, bürgerliche Familienethik im Verlauf der Säkularisierung normativ ausdifferenziert und selbstständig (Tyrell, 1982).

Die neue, bürgerliche Familienethik äusserte sich darin, dass :

- a) der private Charakter der Kernfamilie stärker ins Zentrum gerückt wurde, isomorph zur Aufwertung des Privateigentums. Damit wurden sowohl feudale wie genossenschaftliche Formen der Haushaltsführung illegitimisiert;
- b) die Verantwortung der Eltern - und besonders der Mutter - für ihre Kinder stärker betont wurde, isomorph zur Betonung der allgemeinen Lebensverantwortlichkeit im Calvinismus und später der wirtschaftlichen Privatverantwortung im Kapitalismus (Perrenoud, 1974). In diesen Zusammenhang fallen auch Wandlungen, die man in der sozialhistorischen Literatur vereinfacht mit "Entdeckung der Mutterliebe" und "Pädagogisierung der Kindererziehung" umschreibt (Shorter, 1975);
- c) die expressive und emotionale Bedeutung des Ehe- und Familienlebens stärker in den Vordergrund gerückt wurde. Die eheliche Liebe und Sexualität wurden aufgewertet, wogegen die aussereheliche Sexualität zunehmend stigmatisiert wurde

(Luhmann, 1982). Persönliches Glück und Liebe wurden betont, aber gleichzeitig in den engen Rahmen eines vorgegebenen Familienmodells kanalisiert.

Die normative Aufwertung des Ehe- und Familienlebens schwächte zusätzlich die umfassenderen Solidargemeinschaften, da die neue bürgerliche Familienethik faktisch die allmähliche normative Verselbständigung der Kernfamilie beinhaltete. Dabei scheint auch die wirtschaftliche Funktionsentlastung der Familie im Verlauf der industriellen Entwicklung diesen Prozess gestützt zu haben, da die Trennung von Beruf und Familie wie auch die Trennung von Primär- und Sekundärsozialisation die (normative) Verselbständigung der Kernfamilie erleichterte.

Die Verselbständigung der privaten Kernfamilie erfolgte allerdings nicht ohne Krisen und Widerstände. Zu einer Krise kam es etwa beim Übergang von familienwirtschaftlichen zu kapitalistischen Formen der Arbeitsorganisation; mit der Folge, dass die Unehelichenquoten zeitweise stark anstiegen (Mitterauer, 1983). Auch die Proletarisierung der ländlichen und städtischen Arbeiterschaft in vielen Regionen Europas hat den endgültigen Sieg der bürgerlich geprägten Kleinfamilie bis weit ins 19. Jahrhundert, und sogar bis ins 20. Jahrhundert verzögert (Rosenbaum, 1982).²

Mit dem neuen (bürgerlichen) Familienmodell veränderte sich langfristig auch das generative Verhalten grundlegend :

- a) Mit der Entlastung der Familie von direkten Produktionsfunktionen und der Entwicklung einer arbeitsteilig und professionell organisierten Wirtschaft wurden Kinder immer mehr zu einem wesentlichen Kostenfaktor. Dementsprechend wurde es für Eltern rational, ihre Zahl einzuschränken. Die Verschiebung der Nutzen-Kosten-Funktion von Kindern ist ein Aspekt, der als Erklärungsfaktor des langfristigen Geburtenrückgangs schon seit langem hervorgehoben wird (Ben-Porath, 1977; Caldwell, 1982).
- b) Mit der verstärkten Emotionalisierung und Intensivierung des Familienlebens ergab sich eine Verschiebung von der "Quantität" zur "Qualität" von Kindern : man hat weniger Kinder, während die materiellen wie emotionalen Aufwendungen pro Kind ansteigen (Schultz, 1973, 1981). Die qualitativen Aspekte der Eltern-Kind-Beziehung wurden wichtiger, was die Motivation verstärkte, ihre Zahl einzuschränken (Hoffmann-Nowotny & Höpflinger, 1984; Niphuis-Nell, 1979).

² So waren im 19. Jahrhundert nicht-eheliche Lebensgemeinschaften bei schwedischen Arbeitern weitverbreitet (Kälveborn, 1982). Formen proletarischer Familienweisen haben sich etwa in Südeuropa bis heute erhalten (Morgado, 1979).

- c) Mit der Betonung des privaten Charakters des Familienlebens und dem Zurückdrängen gemeinschaftlicher Kontrolle verminderten sich die Hindernisse gegenüber der Familienplanung. Zudem wirkte sich das wirtschaftlich vorherrschende Prinzip der Rationalität allmählich auch auf den familialen Bereich aus, und in einer gesellschaftlichen Situation, in der Kisten Kosten verursachen, bedeutet Familienplanung primär Reduktion der Fruchtbarkeit.³

Im allgemeinen ergab sich allerdings eine wesentliche Zeitverzögerung zwischen der Emanzipation der (bürgerlichen) Kleinfamilie und einem signifikanten Geburtenrückgang. In den meisten westeuropäischen Ländern - mit Ausnahme von Frankreich - begann der Uebergang von hoher zu geringer (ehelicher) Fruchtbarkeit erst nach 1870/80 (Coale, 1975; Gehrman, 1979; Schmid, 1984). In anderen Worten : der Geburtenrückgang erfolgte vielerorts erst dann, als sich das Bürgertum und die von ihm angeleitete industrielle Entwicklung schon weitgehend durchgesetzt hatten. Teilweise wurde der Beginn des Geburtenrückgangs durch spezifische soziale Entwicklungen ausgelöst. So postuliert etwa J.C. Caldwell (Caldwell, 1982), dass insbesondere die Einführung der obligatorischen Schulpflicht (bzw. die damit verbundene Verschiebung der Nutzen-Kosten-Funktion von Kindern) den Rückgang der Fruchtbarkeit wesentlich stimuliert hat. Tatsächlich stimmt der Zeitpunkt der ersten Bildungsrevolution in auffallender Weise mit dem Beginn des Fruchtbarkeitsrückgangs überein; ein Punkt, der gerade auch für die Schweiz zutrifft (Van de Walle, 1980). Zusätzlich dürfte auch die rasche Säkularisierung den Geburtenrückgang stimuliert haben, wie etwa der Vergleich der damaligen interregionalen Fertilitätsunterschiede nahelegt (Lesthaeghe & Wilson, 1982).

Abgesehen vom Vorreiter "Frankreich" verlief der Geburtenrückgang in den westeuropäischen Ländern in überraschender Homogenität (Festy, 1979). Nach 1870/80 sank die eheliche Fruchtbarkeit in allen europäischen Ländern mit zunehmender Geschwindigkeit, um in den 1930er Jahren den vorläufigen Tiefpunkt zu erreichen.

In den 1940er Jahren stieg die Geburtenhäufigkeit allerdings in vielen westeuropäischen Ländern wieder an; sehr zur Ueberraschung der meisten Demographen, die schon ein aussterbendes Europa an die Wand gemalt hatten. Auch nach dem Ende des II.

³ In diesem Rahmen übte die protestantische Oberschicht in den Städten Genf und Zürich eine eigentliche Vorreiter-Funktion aus. Bei der Zürcher Oberschicht lässt sich eine signifikante Fruchtbarkeitsbeschränkung schon seit Mitte des 17. Jahrhunderts nachweisen (Pfister, 1983, 1985).

Weltkriegs stiegen die Geburtenzahlen weiter an, und sie blieben bis Mitte der 1960er Jahre auf einem vergleichbar hohen Niveau.

Der "baby-boom" der 1940er und 1950er Jahre beruhte jedoch nicht, wie oft fälschlicherweise angenommen wird, auf einer Restauration traditioneller Familienvorstellungen. Im Gegenteil: die bürgerliche Kleinfamilie erlebte erst eigentlich in den ersten Nachkriegsjahren ihr "Goldenes Zeitalter". Zum einen ermöglichte die einsetzende wirtschaftliche Hochkonjunktur eine rasche Diffusion bürgerlicher Familienwerte in die Unterschicht. Zum anderen stand nach den Bedrohungen der Krisen- und Kriegsjahre der Wunsch nach einem glücklichen, privaten Familienleben hoch im Kurs. Demographisch widerspiegelte sich dies in einem markanten Rückgang der Ledigenquoten wie auch in einer deutlichen Verschiebung der Familienbildung. Erstheiratsalter und das Alter bei der Geburt eines ersten Kindes fielen auf historische Tiefstwerte. Ebenso reduzierte sich der Anteil an kinderlosen Frauen, wogegen jedoch der Anteil von Frauen mit mehr als drei Kindern weiter zurückging (Höpflinger, 1984a). Die Universalisierung von Eheschließung und Elternschaft brachte auch eine starke Standardisierung lebenszyklischer Abläufe (Kohli, 1985; Levy, 1977).

Die ersten Nachkriegsjahrzehnte - durch eine historisch einmalige Kombination von bürgerlicher Normdominanz und wirtschaftlichem Wohlstand gekennzeichnet - war damit das eigentliche "Goldene Zeitalter" der bürgerlichen Kleinfamilie.

Auch dieses goldene Zeitalter dauerte nicht ewig. Es ging an seinen inneren Widersprüchen zugrunde. Zum einen konnte der hohe Anspruch auf privates Glück und Liebe häufig nicht eingelöst werden. Zum anderen geriet die emotionale "Aufrüstung" des Familienlebens mit den institutionellen Erfordernissen und Normen einer gutbürgerlichen Familie in Widerspruch (was zur bekannten Scheidungsexplosion führte) (Roussel, 1980). Zusätzlich zum verstärkten Widerspruch zwischen institutionellen und emotionalen Ansprüchen ergab sich auch ein erhöhtes Spannungsfeld zwischen den Systemansprüchen der Familie und den Interessen ihrer Mitglieder.

Die Entstehung der modernen, bürgerlichen Familie war - wie gezeigt wurde - ein Emanzipationsprozess der familialen Kerngruppe von gemeinschaftlichen Sozial- und Kontrollstrukturen. Die Kernfamilie hatte sich befreit, nicht jedoch das einzelne Familienmitglied; im Gegenteil: sowohl Kinder wie Frauen wurden im Verlaufe dieser Entwicklung zusätzlich "domestiziert".

In den 1960er Jahren setzte dann ein neuer Emanzipationsprozess ein, und nach der Emanzipation der Kernfamilie von gemeinschaftlichen Einschränkungen begann eine Emanzipation ein-

zelner Familienmitglieder von der Familie. Diese Tendenzen zu "nach-bürgerlichen" Formen der Familie sollen im folgenden genauer diskutiert werden.

4. Zur Emanzipation der Jugend und jungen Erwachsenen

Mit der Entwicklung der privaten Kleinfamilie veränderten sich auch die intergenerationellen Beziehungen in systematischer Weise; sei es, dass sich die Kosten-Nutzen-Funktion von Kindern klar zu Lasten der Eltern verschob, sei es, dass die Verwandtschaftsbeziehungen an Bedeutung verloren. Diese Entwicklungen verliefen nicht ohne Rückkoppelungen. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang besonders die Wechselbeziehung zwischen intensiveren familialen Beziehungen und geringerer Familiengröße.

Dabei ergab sich auch eine starke Intensivierung der Kleinkindererziehung, die auch darin zum Ausdruck kommt, dass den ersten Lebensjahren psychologisch eine eigentliche Schlüsselfunktion zugesprochen wurde. Das Ergebnis ist nicht allein ein höherer Erziehungsaufwand - mit allen Nebenfolgen für das Rollenverständnis der Mütter -, sondern auch eine intensivere psychologische und soziale Abhängigkeit der Kinder von ihren Eltern (die die Betreuung und Erziehung von Kleinkindern sozusagen monopolisieren). Kinder, und insbesondere Säuglinge und Kleinkinder, wurden damit so stark ins Modell der Kleinfamilie eingegliedert, dass eine Primärsozialisation ausserhalb der (engen) Kernfamilie heute sozio-kulturell fast undenkbar erscheint (und jede abweichende Familienform zur "unvollständigen Familie" definiert wird). Vermutlich hat die Betonung des (liberalen) Individualismus diese Entwicklung zusätzlich gefördert, da die Kernfamilie eine von anderen sozialen Systemen kaum erreichbare Kombination von Sozialisierung und Individualisierung erlaubt.

Die moderne Familie wurde somit extrem kindzentriert (was auch darin zum Ausdruck kommt, dass Kinder zum zentralen Legitimationsaspekt der modernen Ehe wurden). Es lässt sich dabei vermuten, dass die (oft übersteigerte) Domestizierung der Kleinkinder - deren soziale Kontakte häufig auf den engsten Familienkreis konzentriert bleiben - mit zur "Entkindlichung" der umfassenden Gesellschaft beigetragen hat. In anderen Worten: die erwartete Kinderfreundlichkeit der privaten Kleinfamilie steht in einem indirekten Verhältnis zur Kinderfeindlichkeit einer verplanten Gesellschaft. Paradoxerweise führt heute gerade die ausgesprochene Unkindlichkeit der gesellschaftlichen Umwelt dazu, dass Dimensionen der Kindlichkeit (wie Spontaneität, Lebendigkeit, Natürlichkeit im Verhalten) von Eltern hervorgehoben

werden. Dies widerspiegelt sich in der empirischen Beobachtung, dass der Erlebnischarakter von Kindern bei den positiven Elternschaftsmotiven mit an erster Stelle steht (Bulatao, 1981; Hoffmann & Manis, 1979). Dieser Trend führt auch dazu, dass der zahlenmäßige Kinderwunsch noch stärker mit den qualitativen Bewertungen von Kindern verknüpft wird, was die Norm zur Kleinfamilie mit höchstens zwei bis drei Kindern zusätzlich absichert.

Die emotionale "Implosion" der modernen Familie bedeutet gleichzeitig die relative Ausgliederung verschiedener Altersgruppen:

Zum einen kam es, analog zur Ausgliederung der älteren Bevölkerung aus dem Produktionsprozess, auch zu einer verstärkten Ausgliederung der Grosseltern-Generation aus der Kernfamilie. Der Anteil an Mehrgenerationen-Haushalte nahm ab, und die soziale Versorgung und Betreuung alter Personen wurde zunehmend mehr staatlichen Institutionen übertragen. Während früher die Altersversorgung von den eigenen Nachkommen gewährleistet werden musste, verlagerte sie sich mit der Entwicklung des Wohlfahrtsstaates auf den öffentlichen Sektor. Damit wurde eine wichtige Grundlage dafür gelegt, dass sich die familialen Interdependenzen zwischen den Generationen verringerten und junge Kernfamilien eine stärkere soziale Eigenständigkeit erhielten (Davis & Van den Oever, 1981). Die Verlagerung der Altersversorgung vom familialen auf den öffentlichen Bereich weist eine wesentliche Rückwirkung auf die Fertilität auf, indem a) der normative Einfluss der älteren Generation auf das generative Verhalten junger Familien zusätzlich reduziert wurde (was deutlichen kohortenspezifischen Veränderungen der Fertilität Vorschub leistet), und b) eine wichtige soziale Motivation für viele Kinder wegfiel. C.F. Hohm fand denn im internationalen Vergleich eine deutlich negative Korrelation zwischen dem Fertilitätsniveau und dem Ausbau der staatlichen Altersversorgung (Hohm, 1975).

Zum zweiten veränderte sich in der kindzentrierten Familie auch die Stellung von Jugendlichen; zum Teil auch dadurch, dass Jugendlichen eine stärkere soziale Selbständigkeit eingeräumt wurde bzw. eingeräumt werden musste. Diese Entwicklung wurde wesentlich davon bestimmt, dass sich zwischen Kindheit und Erwachsenenalter eine längere Jugendphase schob, die dadurch gekennzeichnet ist, dass die gesellschaftlichen Ausseneinflüsse gegenüber den familialen Binnenorientierungen an Gewicht gewannen. Dazu beigetragen hat auch die Ausdehnung der Sekundärsozialisation im Rahmen der zunehmenden Professionalisierung vieler Berufe. Gerade auch in den letzten Jahrzehnten ist der Anteil an Studenten in allen hochentwickelten Ländern deutlich angestiegen, mit der Folge, dass ein höherer Anteil an Jugendlichen

in altersmässig horizontal gegliederte Bildungsinstitutionen integriert wurde. Damit wurden die intra-generationellen Interaktionen gegenüber den intergenerationellen, familialen Beziehungen zusätzlich verstärkt. Einen ähnlichen Effekt hat auch das Entstehen und die Ausbreitung jugendspezifischer Konsum- und Kulturmuster. Die Entstehung von jugendlichen "peer-groups" hat die soziale und normative Kontrolle der Elterngeneration nach und nach verringert, vor allem auch was den privaten Verhaltensbereich betrifft (Nissel, 1981). Insgesamt gesehen kam es somit zu einer verstärkten Emanzipation der Jugendlichen (und insbesondere jugendlicher Frauen) von ihrer Herkunftsfamilie.

Die veränderte gesellschaftliche Stellung der Jugendlichen und jungen Erwachsenen wirkte sich - teilweise mit Zeitverzögerung - auf den gesamten Prozess der Familienbildung aus :

- a) Die Ausdehnung des Jugendalters durch die Expansion der Sekundärsozialisation trägt mit zur Verschiebung der Familienbildung (Heirat und Geburt des ersten Kindes) bei. Im allgemeinen lässt sich eine positive Assoziation zwischen Bildungsstatus und dem Beginn der Familienbildung beobachten (Kiernan & Diamond, 1983; Rindfuss & St. John, 1983). Auch im intereuropäischen Vergleich zeigt sich beim Geburtsjahrgang 1951/56 eine deutlich positive Beziehung zwischen Erstheiratsalter und Studentenquote eines Landes. Zu vermuten ist, dass nicht allein die Unvereinbarkeit von Studium und Familienbildung, sondern auch die starke intra-generationelle Orientierung von Studenten mit zur verzögerten Familienbildung beiträgt. In diesem Rahmen lässt sich postulieren, dass Gruppen, die stark in eine jugendliche Subkultur integriert sind, mehr Mühe haben, sich umzuorientieren und deshalb versuchen, die Loslösung vom bisher gewohnten Lebensstil - wie dies eine Heirat oder die Geburt des ersten Kindes zwangsläufig impliziert - hinauszuschieben.
- b) Jene Formen der Familienbildung, die eine soziale Affinität zur Jugend-Situation aufweisen, werden attraktiver, und dies auch für junge Erwachsene. So entsprechen die heute populären Formen nicht-ehelichen Zusammenlebens stark einer jugendspezifischen Normstruktur. Ebenso kann die Verschiebung der Geburt eines ersten Kindes auch als Wunsch zur Verlängerung der offenen, flexiblen Lebenssituation des Jugendalters in die ersten Jahre der Erwachsenenphase interpretiert werden. Dabei wird die Grenze zwischen Jugend- und Erwachsenenalter auch familienzyklisch betrachtet unschärfer.
- c) In dem Masse als sich intra-generationelle Orientierungen durchsetzen, reduziert sich sachgemäss der normative Einfluss der Elterngeneration als Träger familialer und generativer

Traditionen. Daraus können verstärkte Generationeneffekte generativen Verhaltens resultieren, besonders, weil so die Diffusion neuer Vorstellungen des Zusammenlebens oder zum Kinderwunsch erleichtert wird. Demographisch betrachtet erhöht diese Entwicklung die Wahrscheinlichkeit erratischer Fluktuationen der Geburtenentwicklung (wobei unter Bedingungen allgemein niedriger Fruchtbarkeit die Tempo-Effekte möglicherweise relevanter werden als die Quantum-Effekte).

Die Entwicklung hin zu stärker jugendspezifischen Verhaltensformen verlief allerdings nicht ohne Widerstände. Dies wird durch den Verlauf der Heirats- und Geburtenhäufigkeit bei Teenagern sehr klar illustriert: In den 1950er und 1960er Jahren erlebten viele europäische Länder eine auffallende Zunahme der Heirats- und Geburtenhäufigkeit bei den unter 20jährigen Frauen, zum Teil kam es damals sogar zu einer eigentlichen Explosion der Teenage-Fertilität (Deschamps & Valantin, 1978). In den späten 1960er und vor allem in den 1970er Jahren kehrte sich der Trend, und die Heirats- und Geburtenhäufigkeit bei Teenagern reduzierte sich rasch (Höpflinger, 1984b; Westoff, Calot & Foster, 1983). Die kurvenlineare Entwicklung der Heirats- und Geburtenhäufigkeit bei Teenagern widerspiegelt sehr schön die allmähliche Statusveränderung von Jugendlichen (und jungen Erwachsenen):

In einer ersten Phase war der Handlungsspielraum der Jugendlichen - und speziell der heranwachsenden Töchter - stark eingeschränkt. Ein frühzeitiges Verlassen des Elternhauses oder voreheleiche Sexualerfahrungen für Mädchen blieben stigmatisiert, und die Eltern besaßen noch genügend soziale Kontrolle, um abweichendes Verhalten zu verhindern. Die deutliche Abhängigkeit von den Eltern schloss auch eine frühzeitige Eheschließung im allgemeinen aus. Unter diesen Umständen war mit relativ geringer Heirats- und Geburtenhäufigkeit bei Teenagern zu rechnen.

In einer zweiten Phase vergrößerte sich die faktische Autonomie vieler Jugendlicher. Die Möglichkeiten, sich frühzeitig selbständig zu machen und - auch gegen den erklärten Willen der Eltern - früh zu heiraten, verbesserten sich. Zusätzlich erschwerte die wachsende Bedeutung von "peer-groups" die elterliche Kontrolle des Verhaltens heranwachsender Söhne und Töchter in zunehmendem Masse. Der Wunsch von Jugendlichen nach (jugendspezifischer) Verhaltensautonomie nahm zu, auch die Möglichkeiten, sich zumindest im informellen Bereich der Kontrolle der Eltern zu entziehen. Allerdings kontrastierte die wachsende informelle Verhaltensautonomie vieler Jugendlicher mit den noch bestehenden formellen Einschränkungen. Zum einen bestand noch keine Möglichkeit des Zusammenlebens ohne formelle Eheschließung, zum anderen besaßen Jugendliche kaum Zugang zu Verhü-

tungsmitteln (da dies die offizielle Anerkennung der Sexualität heranwachsender Töchter bedeutet hätte). Diese zeitweilige Kombination von informeller Autonomie - etwa im peer-group--Verhalten - und formellen Einschränkungen führte sachgemäss zu einer erhöhten Heirats- und Geburtenhäufigkeit bei Teenagern (sei es weil eine formelle Heirat immer noch der einzige legitime Weg war, sich frühzeitig von den Eltern zu lösen; sei es, weil die vermehrte Sexualität unter Jugendlichen wegen mangelnden Zugangs zu Verhütungsmitteln zu mehr unerwünschten Schwangerschaften führte).

In einer dritten Phase dehnte sich die Verhaltensautonomie von Jugendlichen weiter aus, und sie erfasste rasch auch Bereiche, die früher voll der Kontrolle der Eltern unterstanden : die Jugendlichen erhielten bzw. nahmen sich das Recht, die Form des Zusammenlebens selbst zu wählen (wobei die von Jugendlichen bevorzugten offenen und flexiblen Formen der Partnerschaft bald auch von jungen Erwachsenen übernommen wurden). Die vor- und aussereheliche Sexualität wurde weiter "enttabuisiert", mit der Konsequenz, dass Teenagern in zunehmendem Masse der Zugang zu effizienten Verhütungsmitteln eingeräumt wurde (Kozakiewicz, 1981). Ganz allgemein gelang es dabei den Jugendlichen nicht nur ihre eigenen Vorstellungen zu artikulieren, sondern die Verhaltensnormen von Jugendlichen wurden relativ rasch auch von der Elterngeneration akzeptiert; ein Wandel, der sich demographisch in deutlich sinkenden Heirats- und Geburtenraten bei Teenagern widerspiegelte.

Es ist zu vermuten, dass die relative gesellschaftliche Emanzipation der Jugend auch auf die späteren Lebensphasen ausstrahlt. Schon heute zeichnen sich die Konturen einer an die Jugendphase angenäherten Erwachsenenphase ab. Verschiedene Verhaltens-trends bei jungen Erwachsenen deuten in diese Richtung :

- a) eine zunehmende Vorliebe junger Erwachsener (unter 30 Jahren) für flexible und reversible Formen der Partnerschaft und des Zusammenlebens, wie sie etwa im Rahmen einer nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft möglich erscheint (Tyrell, 1985);
- b) eine zunehmende Tendenz zur Dissoziation bzw. Entkopplung der im bürgerlichen Familienmodell zusammengehörigen Verhaltensdimensionen wie Sexualität, Zusammenleben, Heirat und Geburt von Kindern. In dem Masse, in dem der Sinnzusammenhang zwischen diesen Dimensionen der Familienbildung aufgebrochen wird, ergibt sich eine stärker individualisierte, sozial weniger vorgeprägte Gestaltung von Lebensläufen (womit die Standardisierung und Institutionalisierung von Biographien und Familienzyklen zumindest teilweise rückgängig gemacht wird);

- c) eine deutliche Verschiebung der Fruchtbarkeit bzw. eine Verlängerung der Erwachsenenphase ohne Kinder. Dies kann einerseits als Strategie zur Ausdehnung der offenen, jugendbezogenen Lebensphase bis weit ins Erwachsenenalter interpretiert werden. Andererseits kann dies u.U. auch eine bessere soziale Vorbereitung auf die Elternschaft implizieren (ein Punkt, der insbesondere von J.R. Wilkie (Wilkie, 1981) betont wird). Allerdings dürfte eine zunehmende Zahl von (momentan) kinderlosen jungen Erwachsenen ganz allgemein den freiwilligen Charakter der Elternschaft stärken, womit sich langfristig Rückwirkungen auf die Zahl an freiwillig kinderlos bleibenden Frauen bzw. Paaren ergeben können.

Solche Tendenzen zu "nach-bürgerlichen" Formen der Familienbildung beinhalten allerdings auch eine gewisse normative Dissoziation von familialen und beruflichen Verhaltensmustern : In dem Masse als die nach-bürgerliche Familie durch Offenheit, Individualität und emanzipatorisch-partnerschaftliche Vorstellungen charakterisiert wird, gerät sie fast zwangsläufig in einen verstärkten Konflikt mit der professionell-hierarchisch organisierten Arbeitswelt (die weitgehend von unpersönlichen Grossorganisationen bestimmt wird). So zum Beispiel ergibt sich ein klarer Kontrast zwischen der angestrebten Aufhebung der innerfamilialen Arbeitsteilung in der modernen Partnerbeziehung und der stark arbeitsteilig geprägten Arbeitswelt. Und insofern die nach-bürgerliche Familie wertmässig eine gewisse Affinität zur Freizeitsphäre aufweist, ergibt sich ein zunehmender Gegensatz zur stark leistungsbetonten Berufs- und Arbeitswelt.

Nach der strukturellen Trennung von Beruf und Familie im Verlauf der Industrialisierung zeichnet sich heute eine gewisse kulturell-normative Trennung der beiden Lebensbereiche ab. Dies kann einerseits zu einer relativen Aufwertung des privaten, familialen Bereichs führen, da im Familienleben demokratische und emanzipatorische Werte eher realisiert werden können als im beruflichen Bereich (Vollmer, 1983). Andererseits kann sich daraus ein vermehrter gesellschaftlicher Druck auf eine Demokratisierung und Individualisierung der Arbeitswelt ergeben (wobei die nach-bürgerlichen Formen des Zusammenlebens als Vorreiter von Veränderungen der Berufs- und Arbeitswelt anzusehen wären).

5. Evolution du taux de naissance et émancipation des femmes

Dans les chapitres précédents, nous avons cherché à situer l'évolution du taux de naissance par rapport aux processus d'émancipation de la famille nucléaire, de la jeunesse, ainsi que

des jeunes adultes. La baisse de la natalité est ainsi mise en relation avec les changements survenus dans les relations intercommunautaires et intergénérationnelles.

Dans le présent chapitre, nous nous proposons d'analyser la relation entre l'évolution du taux de naissance et le processus de l'émancipation des femmes.

Au départ, nous postulons qu'il existe entre l'émancipation féminine et la baisse démographique des relations dialectiques de réaction et de superposition. Il s'agit donc de deux phénomènes distincts au point de vue genèse, mais qui entretiennent par la suite des relations réciproques dans leur performance. En d'autres termes, la dénatalité a précédé de plusieurs décades les mouvements de libéralisation des femmes. Mais si l'institutionnalisation de la famille nucléaire a facilité par la suite l'avènement de l'émancipation féminine, cette dernière contribue à son tour au maintien de l'existence du ménage nucléaire, ou tout au moins, de sa taille réduite.

On reviendra sur cette hypothèse dans les trois étapes suivantes:

- tout d'abord, il s'agit de retracer le contexte historique de la théorie de l'émancipation des femmes;
- ensuite, en tirer deux paradigmes : la maternité et la séparation des sphères;
- à la fin, réexaminer l'interaction entre la dénatalité et l'émancipation féminine.

5.1. Le contexte historique de la théorie de l'émancipation féminine

L'émancipation des femmes, telle qu'elle est comprise aujourd'hui, peut être décrite comme étant la résultante de trois courants successifs ayant traversé l'histoire des idées des deux derniers siècles (Epstein, 1984) :

- le courant "universaliste" des philosophes du 18^e siècle (Rousseau, Locke et al.). Les droits politiques de l'homme sont par la suite progressivement étendus à la femme. C'est ainsi qu'en Europe occidentale, le droit de vote s'applique à partir du début du 20^e siècle aux deux sexes. Le décalage temporel entre la propagation du courant universaliste et l'introduction du suffrage féminin laisse supposer que le droit politique des femmes résulte moins des considérations philosophiques philanthropiques, mais plutôt de la volonté d'intégration de l'Etat-nation moderne. En ce sens, la démocratisation poli-

tique a introduit dans la notion de citoyenneté deux changements fondamentaux, apparemment contradictoires. D'une part, la complexité. Les critères plus ou moins "concrets" tels la propriété, le sexe, le nom, etc. sont de plus en plus remplacés par d'autres plus abstraits et plus complexes comme la maturité, le discernement, la nationalité, etc.. D'autre part, l'anonymat. Dans la perspective démocratique égalitaire, le citoyen est en même temps un individu chez qui plusieurs caractéristiques deviennent non pertinentes : la race, l'origine, la religion, etc.;

- le courant "égalitariste" du marxisme et du socialisme (Marx; Engel; Fourier et d'autres) du 19^è siècle. L'égalité économique est considérée comme sine qua non du libéralisme politique. La démocratisation n'est effective que si elle s'étend aux moyens de production. Pour les femmes, l'égalité économique pose le problème de l'acquisition des droits qui lui sont adjacents, à savoir le droit à l'instruction et le droit au travail. Par la suite, la position de la femme dans le droit civil est aussi mise en question. Si le matérialisme historique a élargi la notion de sexes au concept de classes, il a en même temps introduit dans la théorie de l'émancipation des femmes l'image du homo economicus jusque-là étranger à la culture féminine;
- le courant "sexualiste" des psychiatres (Freud; Ellis et d'autres au tournant du siècle) et de l'Ecole de Francfort (Fromm; Marcuse et d'autres, première moitié du 20^è siècle). L'étude du comportement sexuel dans ses contextes sociaux et économiques amène à mettre en relation non seulement sexualité et société, répression et civilisation, mais aussi à poser le problème du rôle de la sexualité dans la formation psychique de l'individu et dans la création, reproduction et transformation de l'ordre social. En abordant l'aspect le plus personnel et le plus intime des relations entre les sexes, ce courant complète le répertoire des revendications féminines. On cherche non seulement à améliorer la position des femmes dans le droit de la famille déjà existant, mais aussi à faire reconnaître le principe du droit des femmes de disposer de leur corps. De là naissent des notions juridiques nouvelles comme par exemple le viol conjugal.

Cette trilogie politique, économique et sexuelle explique en partie pourquoi l'émancipation des femmes dans sa connotation actuelle a débuté seulement à la fin des années 60. En effet, les mouvements en faveur des femmes ont eu lieu beaucoup plus tôt, avec les précurseuses du suffrage féminin : Christine de Pisan, 15^è siècle; Olympe de Gouges; Mary Woolstonecraft, 18^è siècle; Flora Tristan, 19^è siècle. Le travail féminin pendant l'industrialisation,

pendant les deux Guerres mondiales n'a pas non plus, à lui seul, provoqué l'avènement de l'émancipation. L'histoire de la question féminine se trouve en ce sens autant liée aux idées motrices qu'aux conditions structurelles. La fin des années 60 cumule précisément une série de changements qui ont permis la remise en question de la condition des femmes : l'expansion des activités étatiques, la diminution de la valeur économique du travail ménager, les progrès scientifiques et médicaux réduisant les différences de destin dues aux déterminants biologiques des hommes et des femmes, le rythme d'urbanisation, la mobilité géographique et sociale, etc. (Sullerot, 1978). La complexité de la problématique émancipatrice se reflète dans plusieurs mutations que les femmes cherchent à imposer. Parmi ces revendications, trois sont surtout importantes :

- le sexuel devient politique : la sexualité perd son caractère intime et gagne la sphère publique;
- le politique n'est plus dissocié du personnel : la sphère politique s'élargit aux dimensions nouvelles jadis considérées comme privées : environnement, loisir, famille, etc.;
- l'économique se rapproche du culturel : parallèlement à l'idée de l'indépendance matérielle, se développe le principe du droit de participation aux activités productrices, sous-entendues créatrices. L'homo economicus se complète par l'actus humanus.

Dans cette optique, la problématique féminine revêt une double imbrication. D'une part, l'imbrication est endogène, puisque l'oppression des femmes recouvre tous les aspects de leur existence : sexuelle, économique, politique, culturelle. D'autre part, l'imbrication se trouve en même temps exogène, car la discrimination contre les femmes fait partie de l'ordre social patriarcal. Aussi la mise en relation entre la baisse du taux de naissance et l'émancipation ne pourrait-elle pas se faire ipso facto, mais devrait tenir compte de cette double imbrication. Nous proposons par conséquent de tirer deux paradigmes de la théorie de l'émancipation féminine qui sont particulièrement pertinents à la question de la dénatalité, à savoir : la maternité et la division des sphères.

5.2. *La maternité et la division des sphères*

La maternité peut être considérée comme la manifestation la plus "immuable" de la différence entre les sexes. Elle a joué un grand rôle dans la première décennie du féminisme, où les origines de la différenciation entre les sexes constituaient une préoccupation centrale.

Ainsi, pendant les années 70, la maternité s'est intégrée dans l'optique générale de la femme "victime". Historiquement, cette spécificité biologique a servi de moyen d'"oppression" à la société patriarcale. La maternité en tant qu'"institution" est répressive (Rich, 1976) à un double niveau : elle est à la fois l'instrument de contrôle de l'homme sur la femme, et de reproduction de l'ordre patriarcal (Firestone, 1970). A l'inverse, le monopole féminin de la maternité engendre à son tour des conséquences néfastes. En effet, l'expérience infantile du pouvoir et de la puissance maternels peut donner naissance à une "rage" jamais apaisée qui se transforme à l'âge d'adulte en haine contre les femmes (Dinnerstein, 1977).

Plusieurs raisons expliquent la dénonciation féministe de la maternité. Tout d'abord, il s'agit d'une révolte contre la "tyrannie" de la biologie féminine. Avant que le contrôle des naissances soit rendu scientifiquement possible, la maternité était "plus subie que choisie" (De Beauvoir, 1949). Ensuite, il s'agit d'une révolte contre la mère, désormais démystifiée et rendue responsable d'une socialisation passive de ses filles (Epstein, 1984). Enfin, il s'agit aussi d'une révolte contre la connotation culturelle de la maternité, doublée de toute une structure de pouvoir de contrôle contre les femmes : lois, médecine, experts, etc. (Rich, 1976). Dans cette perspective de l'émancipation, la maternité n'est plus seulement une problématique idéologique, elle est devenue politique.

On assiste à partir des années 70 à une recrudescence de la lutte pour le principe de l'autodétermination, par exemple le droit de refus de la maternité, le droit à l'avortement, etc..

Quant à la division des sphères, les études anthropologiques et ethnologiques corroborent pour affirmer qu'elle a existé indépendamment du temps et de l'espace (Rosaldo et al., 1974; Bourguignon, 1980), donc, bien avant l'émergence de la famille nucléaire.

Même si les définitions des sphères peuvent énormément varier en fonction du critère de base utilisé (activités, institutions, unités sociales etc.), et l'articulation entre les domaines peut être très différente d'une culture à l'autre (bipolarisation vs. quasi chevauchement) (Bourguignon, 1980), il se trouve néanmoins qu'il existe dans toutes les sociétés de tous les temps des tâches sexuellement spécifiques (Rosaldo et al., 1974). D'une façon très générale, le système est binaire, dans le sens qu'il y a association entre l'homme et tout ce qui est public (production, politique, religion et ses formes institutionnelles, vie intellectuelle et culturelle etc.) et entre la femme et tout ce qui est privé (logement, enfants, vie domestique, sexualité etc.) (Epstein, 1984).

L'association entre la sphère privée et les femmes dépasse cependant la simple rationalité d'une division de travail basée sur

le sexe, puisqu'elle connote la notion de pouvoir (Rosaldo et al., 1974) : la sphère publique masculine est universellement considérée comme supérieure, car idéologiquement prestigieuse, culturellement créative, et économiquement productive.

Ainsi, la maternité et la division des sphères peuvent s'interpréter comme étant deux instruments historiques de l'oppression de la femme, l'une est biologique, l'autre culturelle. Ces deux paradigmes sont étroitement liés, car la maternité (et surtout le maternage qui l'accompagne) légitime en quelque sorte la séparation des sphères. L'appel à la nature attribue à ladite légitimation une certaine autorité, puisque la nature connote à la fois l'idée d'universalité et d'immutabilité. L'asymétrie du pouvoir entre homme et femme se cristallise dans ce que Firestone conceptualise comme "la famille biologique". Quatre éléments caractérisent la famille biologique : 1) la dépendance physique de la femme envers l'homme pour pouvoir survivre aux maternités successives; 2) la longue période de dépendance de la femme envers les enfants en bas âge; 3) les effets psychologiques découlant de l'interdépendance entre la mère et l'enfant; 4) la division de travail entre les sexes basée sur la différence dans la reproduction naturelle (Firestone, 1970).

La première décennie du féminisme se trouve ainsi marquée par l'image de la femme "victime", non seulement de l'institution familiale (re)productrice de l'oppression, mais aussi victime de sa propre biologie détournée au service de l'ordre patriarcal.

A la fin des années 70, se développe la tendance "gynocentrique" qui se veut valorisante pour les femmes. Le retour aux valeurs féminines "authentiques" passe par la redécouverte de la maternité et de la sphère gynécéenne. La lutte pour la participation à la société monopolisée par les hommes fait découvrir le visage d'une civilisation technologique "aliénante et apocalyptique" (Rich, 1976; Dinnerstein, 1977; Friedan, 1981).

Sous son apparence narcissique quelque peu utopique, la démarche gynocentrique reflète en réalité au moins deux changements importants survenus pendant la dernière décennie. D'une part, il y a non seulement possibilité, mais aussi institutionnalisation de la planification de la formation de la famille, et ainsi, de la fécondité. L'histoire maritale apparaît en ce sens non plus comme donnée, mais en grande partie comme consciemment construite. Désormais, le statut de "tyran" de la biologie féminine devient de moins en moins important, puisqu'il y a possibilité de contrôle. D'autre part, la sphère privée connaît une certaine revalorisation dans la société post-industrielle. A mesure que l'interchangeabilité interindividuelle dans la division du travail s'accroît, on constate que la séparation des sphères est devenue plus flexible, c'est-à-

dire moins sexuellement spécifique, et qu'il existe une moindre asymétrie entre les domaines privés et publics. En d'autres termes, il semble que l'évolution vers une plus grande égalité entre les sexes s'accompagne de celle entre les domaines. L'émancipation n'a ainsi pas "ennobli" la sphère privée féminine, mais ladite sphère s'est valorisée en devenant moins sexuée. Le domaine domestique gagne en valeur, non nécessairement parce qu'il est géré par les femmes considérées désormais comme des égales des hommes, mais surtout parce qu'il est reconnu à chaque individu en tant que sphère intime, donc privée.

5.3. La dénatalité et l'émancipation féminine

Dans la mise en relation entre la dénatalité et l'émancipation féminine, les deux paradigmes maternité et séparation des sphères jouent un rôle important. D'une façon générale, nous postulons que la vulgarisation de la famille nucléaire et l'institutionnalisation de la limitation de la natalité ont permis la remise en question de la condition des femmes. Par la suite, l'émancipation féminine à son tour tend à perpétuer la dénatalité et la petite famille. Les relations entre ces facteurs sont cependant pas linéaires et continues.

5.3.1. La famille nucléaire

Si l'on considère l'évolution juridique de la famille pendant les quatre derniers siècles, on constate que la privatisation à elle seule apparaît comme anti-émancipatrice pour les femmes. Au 16^e siècle, lorsque Bodin conçoit la famille comme le microcosme de l'Etat, celle-ci jouissait d'un statut officiel. L'autorité du pater familias est politique, le chef de la famille personnalisant le lien entre la famille et la vie publique. La supériorité de l'homme sur la femme s'explique par des différences naturelles (Weber et al., 1984). Au 18^e siècle, le libéralisme, sous l'influence de Locke, amorce la distinction entre famille et Etat. La famille perd son statut politique en devenant privée, c'est-à-dire propriété de l'homme. L'autorité du chef de famille n'est plus politique, mais maritale. Comme conséquence de cette évolution, le statut de la femme a gagné une "zone d'ombre" il n'est plus ni juridique, ni politique. Avec le principe de non-intervention, la subordination féminine est devenue inofficielle, donc, non reconnue. L'industrialisation achève l'exclusion des femmes par la professionnalisation progressive de la plupart des tâches productives. La désintégration juridique et politique se complète ainsi par la marginalité économique.

L'avènement de la famille nucléaire a engendré de nouvelles mutations dans la condition féminine.

Avec la nouvelle structure, l'isolement physique et social des femmes s'accélère. Le processus est double. D'une part, il y a rétrécissement des relations intrafamiliales. Verticalement, la désintégration de la vieille génération se trouve accélérée par la mobilité géographique de la jeune génération. Horizontalement, on constate la longue absence de l'homme et des (grands) enfants pendant la journée. Même une partie des activités pendant le temps libre s'orientent vers l'extérieur, individuellement. D'autre part, il y a diminution des relations extrafamiliales. L'habitat moderne, reflet du mode de vie individualiste, se conçoit en fonction de la famille nucléaire. Il le fait si bien en répondant au maximum de ses besoins, qu'il épouse et institutionnalise en même temps ses défauts. L'individualisation des équipements, devenus mesure du standard, tend à réduire les relations extrafamiliales à leur minimum. La "domestication" de la femme coïncide avec son isolement physique et social. L'association entre la femme et la sphère privée n'est pas seulement abstraite, mais prend une dimension extrêmement concrète.

La nouvelle éthique de la famille nucléaire polarise à la fois les différences et les rôles des sexes.

En prenant le caractère privé et intime, la famille devient un espace qui se veut à "l'abri" de la société. L'influence de cette mutation est plus grande pour les femmes que pour les hommes. La privatisation de la famille n'empêche pas le va-et-vient des hommes entre les sphères publique et privée, chaque domaine n'en devient que mieux délimité. La dissociation entre vie familiale et vie sociale signifie donc pour les hommes une intégration bipolaire, c'est-à-dire simultanément plus complète dans deux sphères. Pour les femmes, cette mutation reste unipolaire tout en devenant "déconcentrique", puisqu'elle ne fait pas disparaître pour autant les contours du domaine domestique qui est traditionnellement le leur. Bien au contraire, il y a en même temps figement et isolement du domaine domestique féminin. De là découle la décomposition de l'identité, de la culture et de ce que Prokop appelle "Lebenszusammenhang" des femmes (Prokop, 1976).

La mise en valeur de la responsabilité parentale marque une évolution centrale dans l'éthique familiale. Deux éléments caractérisent cette nouvelle conception. D'une part, vis-à-vis des enfants, les parents entrent en concurrence avec l'Etat. La privatisation de la famille s'accompagne simultanément de l'intervention étatique. Cette situation reflète l'hésitation entre le modèle individualiste et collectiviste dans la reproduction et la socialisation. D'autre part, si la responsabilité s'applique officiellement au père

et à la mère, elle se partage dans le fait sexuellement spécifique. L'homme continue à conserver la partie la plus prestigieuse de cette responsabilité, c'est-à-dire les "public relations"; le nom de l'enfant, la représentation officielle, etc.. Pratiquement et quotidiennement, la tâche incombe à la femme. Cette division du travail est représentative du partage général de rôles entre les sexes.

La signification expressive et émotionnelle de la famille nucléaire constitue le troisième élément de la nouvelle éthique. On assiste à un changement fonctionnel des rôles féminins. Désormais, la fonction morale, psychique devient plus importante. A mesure que les tâches de gestation et de ménage s'allègent, s'alourdissent d'autres tâches d'une autre nature. En ce sens, il n'y a pas de perte, mais par contre expansion de rôles.

Même lorsqu'on adopte une optique non dualiste des sphères, en imaginant un modèle de cercles concentriques disposés autour du noyau que constitue la famille (Bourguignon, 1980), il semble néanmoins que la famille nucléaire dans sa conception tend finalement à polariser les domaines. S'il est vrai que le nombre de domaines "neutres" pour les femmes s'accroît, la sphère domestique n'a pas pour autant perdu son poids. La partie extradomestique est plus géographique que personnelle, dans le sens qu'elle ressemble moins à une "entrée" dans le domaine public, mais plutôt à un "prolongement" du domaine privé.

Amorçant une nouvelle structure, une nouvelle éthique, la famille nucléaire témoigne aussi des changements profonds dans les relations intrafamiliales. Tout d'abord, rappelons le manque de lien causal initial entre la limitation des naissances et l'amélioration de la condition féminine. Nous avons relaté précédemment le décalage historique entre ces deux phénomènes. Tout se passe comme si la baisse du taux de naissance résulte d'un calcul purement rationnel. Elle coïncide avec la perte de la fonction productive de l'enfant et avec l'augmentation des coûts à la charge des parents. Même si l'on passe sous silence ce calcul extrêmement matérialiste, il reste néanmoins qu'une "famille avec des enfants est pénalisée; elle a un revenu plus faible par tête, moins d'opportunités de promotion sociale et professionnelle, et en général, un niveau de vie plus bas que celui d'une famille sans enfant (ou avec moins d'enfants), sans parler de celui d'une personne seule" (Sullerot, 1978, 474).

Ce changement quantitatif amorce un changement qualitatif. La baisse du nombre d'enfants s'accompagne de la hausse de la valeur de chacun d'entre eux. Parallèlement, on assiste à une valorisation et une mystification de la mère, de son instinct et de ses qualités. D'une façon générale, on peut dire que la signification culturelle de la mère varie disproportionnellement avec le nombre d'enfants.

Les féministes soupçonnent que l'instinct maternel est une création de la culture patriarcale bourgeoise. La grande mortalité infantile qui règne jusqu'au 19^e siècle ne peut être attribuée uniquement au manque d'hygiène, de soins médicaux : l'amour maternel précisément n'étant pas encore construit (Badinter, 1980). La découverte de l'instinct maternel n'a pas seulement une influence sur les enfants objets du maternage, mais aussi sur les femmes elles-mêmes en tant que sujets de l'instinct. Désormais, la féminité s'enrichit d'une qualité nouvelle, et la panoplie des rôles féminins d'une tâche supplémentaire à la fois matérielle et morale.

Ce changement de quantité en qualité aboutit à une dépendance psychologique et normative de l'enfant envers la mère. Mais inversement, la dépendance de la mère envers l'enfant existe également : l'un légitime l'autre. Plus la femme s'identifie au rôle maternel, plus l'enfant devient indispensable. La valeur expressive de l'enfant ne signifie ni allègement, ni changement de tâches : cette nouvelle valeur ne se substitue pas aux soins qu'on doit à l'enfant. Bien au contraire, la quantité de soins dont on entoure chaque enfant tend à augmenter. Le rôle maternel perd sa signification naturelle. La femme n'est plus nécessairement Mère parce qu'elle a des enfants; elle doit mériter ce titre en faisant preuve d'amour maternel. D'où, plus le nombre d'enfants est restreint, plus la valeur légitimatrice de chaque enfant s'accroît.

L'intensité du rapport mère- (petit) enfant dépasse cependant l'aspect légitimateur. Elle modifie même l'image de la femme en général. Nous avons vu que, de l'interaction mère-enfant, la féminité s'est enrichie de l'instinct maternel. Mais cette interaction peut être perçue si intensément, qu'il y a association entre les deux acteurs : féminité se confond avec l'infantilité. Si la philosophie politique classique range femmes et enfants dans la même catégorie, la publicité contemporaine utilise la femme pour personnaliser les qualités infantiles : spontanéité, insouciance, légèreté, etc. (Goffman, 1979).

Ainsi, le fait que l'enfant soit "désiré", a aussi ses conséquences. Pour les femmes, la liberté lors du choix, signifie contrainte pendant "l'après-choix" : leur responsabilité morale n'en devient que plus lourde. La morale patriarcale que l'on retrouve dans les ouvrages de puériculture classiques reflète cette vision. Pendant que le père est absent ou joue un rôle symbolique, la mère est décrite comme super puissante et rendue responsable du destin physique et psychique du bébé.

L'émancipation de la jeune génération fait que l'intensité du rapport mère-enfant se limite en premier lieu à la petite enfance. Même si l'adolescence tend à se prolonger, l'influence extrafamiliale s'accroît dès la scolarisation. De ce point de vue, le travail

féminin de gestation se rapproche par la suite de plus en plus d'une simple gestion. Le développement de la psychologie moderne achève de rendre cette tâche ingrate. L'émancipation de la jeune génération dépend de la formation de l'identité de soi. L'éducation a-t-elle un sens si elle ne permet pas de révolte contre l'éducatrice ?

Toutes ces réflexions apportent une lumière nouvelle au caractère "rationnel" du planning familial. L'histoire maritale apparaît comme "construite", la biographie "choisie". Or, cette flexibilité provient de la pluralité du choix, chaque alternative peut rester aussi contraignante qu'avant. Mariage, et surtout maternité, continuent d'avoir pour les femmes plus de conséquences que pour les hommes, d'autant plus importantes que le niveau de formation et le statut professionnel s'élèvent. D'ailleurs les attentes se sont multipliées ces dernières décades à l'adresse des femmes. A mesure que le choix existe et se diversifie, le syndrome de la "mauvaise conscience" se développe. Même pour celles qui ont opté pour le modèle "familialiste" traditionnel, le conformisme n'est pas pour autant apaisant. Le féminisme populiste véhiculé par les médias rend de plus en plus difficile le refoulement du malaise "qui n'a pas de nom" (Friedan, 1963).

Nous avons postulé à plusieurs reprises que la famille nucléaire est centrée sur l'enfant. Le nouveau statut juridique et culturel du couple mère-enfant peut même inciter à se demander si cette évolution ne se fait pas aux dépens de l'homme. En effet, l'intensité de l'interaction mère-enfant, ainsi que la nouvelle valeur expressive de la famille nucléaire semblent parler pour la "féminisation" de la sphère privée. La famille ne s'associe plus par nécessité, mais se rassemble par choix. Elle ne se réunit plus pour le travail, mais se retrouve pour le loisir. Si l'enfant a acquis de l'importance dans la famille, la femme à qui il est confié, a gagné aussi une certaine considération. L'autorité ne revenant pas pour autant à la femme, elle n'est non plus reconnue au pater familias absolu.

La condition masculine a-t-elle régressé ? L'évolution dans la constellation des forces aboutit plutôt à une sorte de "décentration" de la famille nucléaire, sans arriver à la symétrie, c'est-à-dire sans bouleverser vraiment l'assymétrie traditionnelle. L'homme n'étant plus "la" figure de la famille, il reste pourtant omni présent. Si les relations intrafamiliales peuvent revêtir une apparence plus participante, moins autoritaire, la division du travail au sein de la famille reste encore très spécifique sexuellement. De très nombreuses études montrent que l'image de l'homme comme le principal soutien de la famille, de la femme comme mère, responsable du foyer, est restée la règle générale des années 80 (Heintz, 1984, 117).

De même, l'essentiel du travail ménager continue à revenir aux femmes (Commission fédérale pour les questions féminines, 1982).

Pour les femmes "au foyer", la famille nucléaire ne réduit pas la dépendance, elle la personnalise. Économiquement, le travail ménager est gratuit, le maternage bénévole. Socialement, le statut de la famille reste celui de l'homme. Affectivement, l'intensité des relations intrafamiliales se font chez les femmes généralement aux dépens des relations extrafamiliales.

Une plus grande participation de l'homme aux activités domestiques reste ambivalente. Lorsque les sphères sont strictement séparées, domine le principe de la complémentarité, c'est-à-dire celui de la contribution différentielle de chaque sexe. On sait que l'influence de chaque sexe sur son propre domaine est plus grande en cas de polarisation des sphères (Bourguignon, 1980). Le pouvoir domestique de la femme apparaît par conséquent comme plus important lorsque la division du travail entre les sexes est traditionnelle. Les sociologues parlent même du féminisme "à domicile" (Scott Smith dans Heintz, 1984). Avec le travail salarié, l'interchangeabilité des individus ainsi que le chevauchement des sphères augmentent. La valorisation du domaine privé semble aller de pair avec le début d'une participation masculine aux activités domestiques. Au lieu d'un plus grand équilibre dans la répartition des tâches entre les sexes, on assiste généralement à un partage du pouvoir domestique pour les femmes. La "rentrée" de l'homme (dans la sphère privée) ne se compensant pas nécessairement par une "sortie" (dans la sphère publique) pour la femme.

Le phénomène du "nouveau père" illustre l'ambivalence de cette situation. Tant que la position de l'homme reste prédominant dans la famille, le paternage ressemble plus à une intervention qu'à une innovation. Tant que la femme se trouve attachée au foyer, le "paternage", lorsqu'il est purement symbolique, ne change rien au statu quo; et lorsqu'il s'apparente au syndrome du "papa poule", signifie effectivement une perte de pouvoir.

L'éventualité d'une perte de pouvoir doit être dissociée d'une perte de fonction. La valorisation de la sphère privée, de son effet expressif et émotionnel, correspond à une nouvelle évaluation des tâches féminines. Désormais, la capacité physique nécessaire à une longue gestation, un travail ménager épuisant compte moins que des valeurs morales indispensables, tels l'amour maternel, le dévouement, la chaleur humaine, etc.. Il est intéressant de constater que plus la civilisation devient matérialiste, plus les attentes envers les femmes revêtent une dimension non économique.

Les tâches féminines sont devenues autres, sans pour autant s'alléger. Si les vertus féminines gardent leur connotation morale,

certaines valeurs culturellement considérées comme féminines gagnent en pouvoir culturel et commercial. L'amour, la beauté sont devenus si actuels dans la société de consommation que l'on parle de "féminisation" de la culture de masse (Morin, 1976). Être belle n'étant plus ni un don, ni un choix. C'est devenu une question de volonté, et même une obligation. Le standard de beauté s'est diversifié : individualisme commercial oblige. La beauté peut revenir à qui la veut. Cet aspect volontariste cependant peut être ressenti par les femmes comme normatif. L'image féminine véhiculée par les médias est juvénile et désirable, un écart par rapport à cette image conductrice est perçu comme un manque de volonté, une négligence.

Ainsi, la famille nucléaire, malgré les mutations, n'apparaît pas en soi comme nécessairement émancipatrice. Mais sous certains changements structuro-culturels, elle engendre des conditions qui peuvent être libératrices.

Tout d'abord, les progrès technologiques et médicales ont permis une sorte de "désaliénation" en particulier de la femme par rapport à la nature. L'efficacité de la contraception, l'amélioration du suivi des grossesses, la baisse du nombre de grossesses et des naissances, l'allongement de la longévité féminine, la multiplication des produits finis directement consommables, l'équipement des foyers etc. autant d'effets qui ont libéré des "énergies" autrefois absorbées (Sullerot, 1978). Ces nombreux changements provoquent une crise d'identité chez beaucoup de femmes. La remise en question va dans le sens de l'émancipation en s'inspirant des courants d'égalité politique, économique et sexuelle que nous avons esquissés au début de ce chapitre. La prise de conscience est facilitée d'une part par l'atténuation de l'influence normative de la vieille génération, et d'autre part, par l'effet rétroactif de l'émancipation de la jeune génération. La désintégration des seniors ne décharge pas seulement les femmes des soins souvent non négligeables, elle a aussi un effet anticensure certain. L'amélioration du niveau d'instruction des femmes n'est sans doute pas indépendante de leur rôle de socialisatrice auprès des enfants. On peut se demander dans quelle mesure l'émancipation des uns profite à celle des autres.

Une telle question nous ramène à la problématique de départ, à savoir l'interaction entre l'émancipation féminine et la baisse du taux de naissance. En prenant la famille nucléaire comme cadre d'analyse, il semble évident que le nombre restreint d'enfants, une fois institutionnalisé, a été dans l'ensemble un facteur favorable à une amélioration de la condition féminine. L'influence peut être conçue comme directe, active : raccourcissement de la durée de gestation, libération des "énergies", etc.. Le travail féminin en re-

lation aux "biographies à trois phases" emprunte souvent cette explication (Sullerot, 1968). Elle peut être aussi considérée comme indirecte, passive : gain de prestige par association avec le nouveau statut de l'enfant, amélioration de la condition féminine en partie grâce à ce travail valorisant. La lutte pour les droits politiques des femmes emprunte par exemple ce discours légitimateur. En termes très simplifiés, l'effet émancipateur de la petite famille est double. Là où le nombre restreint d'enfants libère effectivement, l'émancipation féminine se justifie par la "rationalité" économique. Là où la famille nucléaire reste contraignante, la revendication égalitariste fait appel à la "mauvaise conscience collective".

5.3.2. *Le planing familial*

Les activités à l'extérieur du foyer, surtout si elles sont rémunérées, constituent le signe optiquement le plus évident de l'émancipation féminine. La question de la fertilité se trouve ainsi au centre de la sociologie du travail féminin. L'interaction entre ces deux facteurs est complexe et multiple. Les données empiriques montrent qu'ils sont associés d'au moins quatre façons différentes (Stromberg & Harkess, 1978, 26) :

- les enfants influent sur le travail de la mère dans le sens qu'ils demandent soins et temps. Par conséquent, la probabilité que les femmes ayant plusieurs enfants ou des enfants en bas âge puissent aller travailler est moindre que pour celles ayant moins d'enfants ou des enfants plus âgés;
- la fertilité est plus ou moins sujet au contrôle rationnel. Si une femme désire travailler, il est probable qu'elle cherche à modifier sa fertilité, tant au point de vue chronologique que quantitatif. Une femme qui désire avoir des enfants doit probablement se résigner à renoncer ou à réduire ses activités lucratives, ce qu'elle ne serait pas nécessairement obligée de faire en absence d'enfants;
- les enfants coûtent cher et le travail est une source de revenu. Une femme sujette à une forte pression économique est plus désireuse de travailler et/ou à limiter sa fertilité. En ce sens, la fertilité et les activités lucratives sont considérées comme déterminées par la pression économique familiale;
- comme conséquence, l'emploi et la fertilité limitée des femmes mariées peuvent être des moyens de promotion sociale.

Même si l'on intègre dans le modèle d'autres facteurs comme l'égalité des chances sur la place de travail, l'état de l'humanisa-

tion du travail, la nouvelle valeur culturelle du travail féminin, etc., on est obligé de constater que condition féminine et contrôle des naissances restent associés d'une façon positive.

Pour les femmes à qui le retrait dans la sphère domestique et dans les rôles traditionnels constitue une solution aux discriminations rencontrées sur la place de travail (Heintz & Obrecht, 1980), la maternité n'est plus nécessairement légitimatrice par le nombre, mais avant tout par l'intensité. Une fertilité incontrôlée peut même avoir des conséquences négatives : à partir d'un certain niveau, la quantité d'enfants peut varier inversement avec la qualité, et surtout avec l'intensité des soins. Pour les femmes qui restent sur le marché du travail, la présence d'enfants, et surtout d'un grand nombre d'enfants reste prohibitive. De plus, il est fréquent que le travail à l'extérieur du foyer aboutit seulement à un prolongement de la sphère d'origine : tandis que le domaine privé continue de rester le noyau, les activités extradomestiques dépassent rarement le statut périphérique. Une grande famille signifie dans ce cas un vécu plus intensif et plus long de la "double journée de travail".

A mesure que la présence féminine se consolide sur le marché du travail et s'affirme dans certains secteurs économiques, on voit se développer une nouvelle revendication : pouvoir vivre simultanément travail et maternité. Le choix lui-même devient désormais discriminatoire. Le droit de tout avoir se substitue à celui de choisir. Dans ce cas, le travail féminin engendre un plus grand attachement à la sphère traditionnelle.

Ainsi, le phénomène de la revalorisation du domaine privé n'est pas typiquement masculin, même si les relations semblent plus complexes dans le cas féminin. A part la fonction psychologique de compensation de la famille qui est prédominante pour les hommes, d'autres facteurs - culturels, économiques et biologiques peuvent jouer un rôle important chez les femmes.

Indépendamment de la biographie que chaque femme "construit" selon le modèle qu'elle a choisi, une maternité, lorsqu'elle entre en ligne de compte, est une maternité contrôlée et limitée. L'émancipation féminine, même dans son pluralisme, qu'elle soit "domestique", (pour les "femmes au foyer", "ménagères de profession"), "involontaire" (pour les femmes obligées d'aller travailler), ou "de choc" (pour celles qui ne veulent à rien renoncer), semble s'accorder avec une telle solution. Le nouveau phénomène des ménages "alternatifs" comme la cohabitation, la monoparentalité (à majorité féminine), etc. n'échappe pas à une telle "rationalité" : en dehors de la famille traditionnelle, l'émancipation féminine se trouve encore plus valorisée dans les nouvelles formes de coexistence. Les hommes jusqu'ici semblent très bien s'accommoder d'une telle évolution, tant que la charge (financière) continue à

leur revenir de principe, et tant que la famille répond à un besoin avant tout expressif.

Que la dénatalité soit déplorée, elle ne traduit que le compromis parental. De la part des hommes, calcul rationnel et changement des valeurs. Du côté des femmes, nouvelle forme d'indépendance et conservation de l'acquis.

6. Remarques finales

Tout au long de ce travail, nous avons cherché à établir la relation théorique entre l'évolution du taux de naissance et les processus d'émancipation sociale. Nous sommes partis de l'idée que, dans la baisse de la natalité, est en cause non seulement l'émancipation des femmes en tant que gestatrices, mais aussi celle de tout un ensemble d'acteurs (homme, femme, enfants) en interaction dans un cadre structurel précis (la famille).

En termes simplifiés, l'influence de la baisse du taux de naissance sur l'émancipation se fait en deux étapes. Pendant la phase de l'émergence et de la consolidation de la société industrielle, la limitation des naissances a favorisé l'émancipation de la famille nucléaire en tant qu'institution. Structurellement parlant par exemple, les chances de mobilité de la famille varient inversement avec le nombre d'enfants. Puis, avec le passage à l'époque postindustrielle, l'effet émancipateur de la baisse de la natalité s'étend aux membres de la famille, en premier aux jeunes, et aussi partiellement aux femmes. L'institutionnalisation de la petite famille suggère que ce processus d'émancipation intrafamiliale va continuer, surtout en direction des hommes. D'une nouvelle définition du rôle masculin en tant que partenaire et/ou père dépendent le succès et la survie de l'émancipation familiale, féminine et juvénile.

Dans le futur, on pourrait s'attendre que la chaîne causale tend à s'inverser, dans le sens que, l'émancipation, une fois globalisée et consolidée, institutionnalisera à son tour la limitation des naissances. D'une part, on continuera à assister à une diversification des formes de coexistence, avec un certain recul de la famille "bourgeoise". D'autre part, toujours comme expression de l'émancipation, une individualisation croissante dans la programmation de la fécondité, mais sans pour autant renverser la tendance globale de la stagnation (ou de la baisse) démographique.

L'interrelation entre émancipation et baisse du taux de naissance rend difficile les politiques natalistes à long terme. A part le fait que les mesures stimulatrices sont en général plus difficiles à

appliquer que des mesures restrictives, l'intervention dans le domaine de la fécondité va précisément à l'encontre non seulement de la rationalité économique (c'est-à-dire des intérêts immédiats de la famille), mais aussi de l'individualisme égalitariste (dans le sens de l'émancipation des membres "discriminés" de la société).

Ainsi, il est plausible que le rythme des changements des valeurs et des structures va se répercuter de plus en plus sur le domaine démographique, dans le sens d'une accélération des fluctuations à court terme de la fécondité. L'intervention étatique ne fera probablement qu'accentuer cette tendance. La démographie étant en ce sens le reflet d'une société, la baisse du taux de naissance ne traduit à long terme que les mutations profondes à l'intérieur de la société postindustrielle.

BIBLIOGRAPHIE

- BADINTER Elisabeth (1980), *L'amour en plus*, Flammarion, Paris.
- BECKER Gary S. (1960), "An Economic Analysis of Fertility", in NATIONAL BUREAU OF ECONOMIC RESEARCH, Ed., *Demographic and Economic Change in Developed Countries*, Princeton, 209-231.
- BEN-Porath Yoram (1977), "The Economic Value and Costs of Children in Different Economic and Social Settings", in INTERNATIONAL POPULATION CONFERENCE, Ed., Mexico, 2, 77-92.
- BOURGUIGNON Erika (ed.) (1980), *A World of Women. Anthropological Studies of Women in the Societies of the World*, Praeger, New York.
- BULATAO Rodolfo A. (1981), "Values and Disvalues of Children in Successive Childbearing Decisions", *Demography*, 18/1, 1-25.
- CALDWELL John C. (1982), *Theory of Fertility Decline*, Academic Press, London, New York.
- COALE Ansley J. (1975), "The Demographic Transition", in UNITED NATIONS, Ed., *The Population Debate*, New York.
- COMMISSION FEDERALE POUR LES QUESTIONS FEMININES (1982), *Biographies et rôle*, 2e rapport, Berne.
- DAVIS Kingsley & VAN DEN OEVER Pietronella (1981), "Age Relations and Public Policy in Advanced Industrial Societies", *Population and Development Review*, 7/1, 1-18.
- DE BEAUVOIR Simone (1949), *Le deuxième sexe*, Gallimard, Paris.
- DESCHAMPS Jean-Pierre & VALANTIN George (1978), "Pregnancy in Adolescence : Incidence and Outcome in European Countries", *Journal of Biosocial Science, Fertility in Adolescence*, Supplement 5, 101-116.
- DINNERSTEIN Dorothy (1977), *The Mermaid and the Minotaur : Sexual Arrangements and Human Malaise*, Harper & Row, New York.
- EISENSTEIN Hester (1984), *Contemporary Feminist Thought*, Allen & Unwin, London, Sydney.
- ERMISCH John (1979), "The Relevance of the "Easterlin Hypothesis" and the "New Home Economics" to Fertility Movements in Great Britain", *Population Studies*, 33/1, 39-58.

- ERMISCH John (1980), "Time Costs, Aspirations and the Effect of Economic Growth on German Fertility", *Oxford Bulletin of Economics and Statistics*, 42/2, 125-143.
- FESTY Patrick (1979), *La fécondité des pays occidentaux de 1870 à 1970*, INED, Travaux et Documents, No 85, Paris.
- FIRESTONE Shulamith (1970), *The Dialectic of Sex. The Case for Feminist Revolution*, Bantam, New York.
- FRIEDAN Betty (1963), *The Feminine Mystique*, Dell, New York.
- FRIEDAN Betty (1981), *The Second Stage*, Summit Books, New York.
- GEHRMANN Rolf (1979), "Einsichten und Konsequenzen aus neueren Forschungen zum generativen Verhalten im demographischen Ancien Régime und in der Transitionsphase", *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 5/4, 455-485.
- GOFFMAN Erwing (1979), *Gender Advertisement*, Harvard University Press, Cambridge (Ma.).
- HEINTZ Bettina & OBRECHT Werner (1980), "Die sanfte Gewalt der Familie : Mechanismen und Folgen der Reproduktion der traditionellen Familie", in HISCHIER Guido et al., Eds., *Weltgesellschaft und Sozialstruktur*, Rüegger, Diessenhofen.
- HEINTZ Bettina (1984), "Berührungsängste. Einige Bemerkungen zum Verhältnis von Frau und Gesellschaft", in KOEPEL Christine & SOMMERAUER Ruth, *Frau - Realität und Utopie*, Verlag der Fachvereine, Zürich.
- HOFFMANN Lois W. & MANIS Jean D. (1979), "The Value of Children in the United States : A New Approach to the Study of Fertility", *Journal of Marriage and the Family*, 41/3, 583-596.
- HOFFMANN-NOWOTNY Hans-Joachim & HOEPFLINGER François, u.a. (1984), *Plan-spiel Familie, Familie, Kinderwunsch und Familienplanung in der Schweiz*, Rüegger, Diessenhofen.
- HOHM Charles F. (1975), "Social Security and Fertility : An International Perspective", *Demography*, 12/4, 629-643.
- HOEPFLINGER François (1984a), "Cohort Fertility in Western Europe : Comparing Fertility Trends in Recent Birth Cohorts", *Genus*, 40/1-2, 19-46.
- HOEPFLINGER François (1984b), "Heirats- und Geburtenhäufigkeit bei Teenagern. Ein intereuropäischer Vergleich", *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 10/2, 169-191.
- KAELVEMARK Ann-Sofie (1982), "The Marriage Decline in Sweden", *Statistisk Tidskrift*, 2, 80-90.
- KIERNAN Kathleen & DIAMOND Ian (1983), "The Age at Which Childbearing Starts - A Longitudinal Study", *Population Studies*, 37/3, 363-380.
- KOHLI Martin (1985), "Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente", *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, 1-29.
- KOZAKIEWICZ M. (1981), *Sex Education and Adolescence in Europe : Sexuality, Marriage and the Family*, International Planned Parenthood Federation, London.
- LENZ Karl (1982), "Vorindustrielle Grossfamilie - ein ahistorisches Konzept. Zur Korrektur eines familiensoziologischen Konzeptes durch die historische Familienforschung", *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 8/3, 423-450.

- LESTHAEGHE Ron & WILSON Chris (1982), "Les modes de production, la laïcisation et le rythme de baisse de la fécondité en Europe de l'Ouest de 1870 à 1930", *Population*, 37/3, 623-646.
- LEVY René (1977), *Der Lebenslauf als Statusbiographie*, Enke, Stuttgart.
- LUHMANN Niklas (1982), *Liebe als Passion : Zur Codierung von Intimität*, Suhrkamp, Frankfurt.
- MITTERAUER Michael (1983), *Ledige Mütter. Zur Geschichte unehelicher Geburten in Europa*, Beck, München.
- MORGADO Nuno A. (1973), "Portugal", in LEE W. Robert, Ed., *European Demography and Economic Growth*, Croom Helm, London, 319-339.
- MORIN Edgar (1975), *L'esprit du temps*, Bernard Grasset, Paris.
- NIPHUIS-NELL Mary (1979), "Die niederländische Untersuchung zum generativen Verhalten 1975 : Einige Resultate bezüglich des Einflusses sozialpsychologischer Faktoren", in MACKENSEN Rainer, Hrsg., *Empirische Untersuchungen zum generativen Verhalten*, Universität Berlin, Berlin.
- NISSEL Muriel (1982), "Families and Social Change since the Second World War", in RAPOPORT Robert, FOGARTY Michael P. & Rapoport Rhona, Eds., *Families in Britain*, Routledge & Kegan, London, 95-119.
- PERRENOUD Alfred (1974), "Malthusianisme et protestantisme : un modèle démographique weberien", *Annales E.S.C.*, 29, 975-988.
- PFISTER Ulrich (1983), "Die Anfänge von Geburtenbeschränkung in Europa : Wege zu einer umfassenderen Analyse", in BORSCHIED Peter & TEUTEBERG Hans-Jürgen, Hrsg., *Ehe, Liebe Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit*, Cöpppenrath, Münster, 213-232.
- PFISTER Ulrich (1985), *Die Anfänge der Geburtenbeschränkung. Eine Fallstudie. (Ausgewählte Zürcher Familien im 17. und 18. Jahrhundert)*, Lang, Bern, Frankfurt.
- PROKOP Ulrike (1976), *Weiblicher Lebenszusammenhang*, Suhrkamp, Frankfurt.
- RICH Adrienne (1976), *Of Woman born : Motherhood as Experience and Institution*, Norton, New York.
- RINDFUSS Ronald & ST. JOHN Craig (1983), "Social Determinants of Age at First Birth", *Journal of Marriage and the Family*, 45/3, 553-565.
- ROSALDO Michelle Z. & LAMPHERE Louise (1974) (Eds.), *Woman, Culture and Society*, University Press, Stanford.
- ROSENBAUM Heide (1982), *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*, Suhrkamp, Frankfurt.
- ROUSSEL Louis (1980), "Mariages et divorces. Contribution à une analyse systématique des modèles matrimoniaux", *Population*, 35/6, 1025-1040.
- SCHMID Josef (1984), *Bevölkerung und soziale Entwicklung. Der demographische Uebergang als soziologische und politische Konzeption*, Boldt, Boppard am Rhein.
- SCHULTZ Theodore W. (1973), "The Value of Children : An Economic Perspective", *Journal of Political Economy*, 81/2, 2-13.
- SCHULTZ Tibaul P. (1981), *Economics of Population*, Addison-Wesley, Reading, London.

- SEROW William J. (1980), "Economic Aspects of Recent Changes in Dutch Marital Fertility", *Genus*, 36/3-4, 189-201.
- SHORTER Edward (1975), "Der Wandel der Mutter-Kind-Beziehungen zu Beginn der Moderne", *Geschichte und Gesellschaft*, 11/2-3, 257-287.
- SULLEROT Evelyne (1968), *Histoire et sociologie du travail féminin*, Gonthier, Paris.
- SULLEROT Evelyne (1974), *Le fait féminin*, Fayard, Paris.
- STROMBERG Ann H. & HARKESS Shirley (1978), *Women Working : Theories and Facts in Perspectives*, Mayfields Publ., Palo Alto.
- TYRELL Hartmann (1982), "Familie und Religion im Prozess der gesellschaftlichen Differenzierung", in EID Volke & VASKOVICS Laszlo, Hrsg., *Wandel der Familie-Zukunft der Familie*, Mathias-Grünwald, Mainz, 19-74.
- TYRELL Hartmann (1985), "Literaturbericht", in BUNDESMINISTERS FUER JUGEND, FAMILIE UND GESUNDHEIT, NICHTHEHELICHE LEBENSGEMEINSCHAFTEN IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND, Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, 95-140.
- VAN DE WALLE Francine (1980), "Education and the Demographic Transition in Switzerland", *Population and Development Review*, 6/3, 463-472.
- VOLLMER Ralph (1983), "Die soziale Gravitation von Familie und Beruf. Bedürfnisse, Werte und Leistungsbereitschaft im Schnittfeld zweier Sozialsysteme", in HONDRICH Kan-Otto & VOLLMER Ralph, Hrsg., *Bedürfnisse, Stabilität und Wandel*, Westdeutscher Verlag, Opladen, 124-152.
- WALTER Emil (1976), *Soziologie der Alten Eidgenossenschaft*, Francke, Bern.
- WEBER Maria, ODORISIO Ginevra C. & ZINCONE Giovanna (1984), *La situation des femmes dans la vie politique en Europe*, Conseil de l'Europe, Strasbourg.
- WESTOFF Charles F., CALOT Gérard & FOSTER A. Dorothy (1983), "Teenage Fertility in Developed Nations : 1971-1980", *Family Planning Perspectives*, 115/3, 105-110.
- WILKIE James R. (1981), "The Trend Toward Delayed Parenthood", *Journal of Marriage and the Family*, 43/3, 583-591.